

2. Wie viele Methoden sollte man können?

Um die Bedeutung der Methodenkompetenz des Lehrers zu bestimmen, lohnt ein Blick auf weitere Toptalente und Qualifikationen. Hier eine subjektive Top-Drei-Liste¹:

Auf Platz eins steht die Beziehungsfähigkeit. Lehrer müssen in der Lage sein, die Beziehungen zu ihren Schülerinnen und Schülern grundlegend positiv zu gestalten. Das schließt temporäre Konflikte, Verärgerung und Donnerwetter nicht aus. Gute Lehrer können sich durchsetzen, Regeln implantieren und Störfaktoren weitgehend ausschalten. Lehrer müssen Kinder mögen und Freude daran haben, mit ihnen zu arbeiten. Gute Lehrer sind Kümmerer. Sie kümmern sich um die Wünsche, Ängste und Nöte der ihnen anvertrauten Schüler auch über das Fachliche hinaus. Beziehungsfähige Lehrer haben ein Gespür für das, was in den Schülern vorgeht, sie verfügen über Empathie und sind daran interessiert, ihre Arbeit an der Erfahrungs- und Lebenswelt der Lernenden zu orientieren.

Auf Platz zwei setze ich die gute Fachkompetenz. Lehrer müssen sich für ihre Fächer begeistern und dies auch zeigen können. Pädagogisch-didaktisches Know-how begreifen sie als Teil ihrer fachlichen Fähigkeiten. Sie wissen, dass Schülerinnen und Schüler nicht einseitig durch Dozieren zu motivieren sind. Vielmehr versuchen sie, das Interesse durch eigenständiges Lernen zu wecken, und sie geben dabei auch bei den unvermeidlichen Rückschlägen nicht auf.

Interesse wird vor allem durch interessanten Unterricht geweckt. Zum spannenden Unterricht gehört ein variables und passend auf die Inhalte und Ziele abgestimmtes Methodenrepertoire. Gute Lehrer sind immer auch gute Unterrichtsmethodiker. Sie wissen, dass der Aufbau grundlegender Lernkompetenzen vor allem von der Wahl der dafür geeigneten methodischen Verfahren abhängt.

Tausend Methoden oder nur fünf?

Wie viele Methoden sollten Lehrer beherrschen? Müssen es tausend sein oder reichen fünf? Wenn man ein wenig recherchiert, stößt man auf Veröffentlichungen, die 1000 Methoden und mehr empfehlen. Stellen wir uns kurz vor,

¹ John Hatties Buch „Lernen sichtbar machen“ ist 2013 nach der Erstveröffentlichung dieser Methodik erschienen. Die darin beschriebenen wissenschaftlichen Befunde bestätigen eindrucksvoll das hier vorgestellte Erfahrungswissen. Nach Hattie kommt es auf vier Dinge an: Die Erzeugung eines positiven Klassenklimas, das Engagement des Lehrers, die Methoden, die er verwendet, die Klarheit und Transparenz der Ziele.

wir würden 1000 Methoden verwenden. Bei etwa 200 Schultagen im Jahr könnten wir von der fünften bis zur zehnten Klasse täglich eine neue Methode zum Einsatz bringen. Jede Unterrichtsstunde geriete so zu einem Überraschungsei. Die Schülerinnen und Schüler würden gut unterhalten. Der Schulalltag geriete zu einem permanenten Kindergeburtstag. Die Schüler würden es genießen, vielleicht aber nur eine Zeit lang. Die Konzentrationsunfähigen würden noch ein bisschen nervöser. Wir Lehrer bekämen vielleicht einen Entertainmentpreis. Eine Auszeichnung für nachhaltige Bildungsarbeit bekämen wir mit Sicherheit nicht. Man erkennt leicht: Dieses Extrem muss nicht sein. Allerdings das andere auch nicht. Methodenarmut ist die größte Quelle von Schulfrust. Am schlimmsten empfinden die Schüler die ständige Überstrapazierung des Frontalunterrichtes, in der ein Lehrer Fragen stellt, die die Schüler nicht interessieren und bei denen sie innerlich abschalten.

Wo liegt die goldene Mitte? Genau genommen, findet das Lernen in der Klasse immer innerhalb der einzig möglichen Sozialformen statt: Man lernt einzeln, zu zweit, in Gruppen oder im Plenum. Daraus ergeben sich fünf Basisverfahren, mit denen sich ein ertragreiches Unterrichtskonzept realisieren lässt.

Das sind

1. ein wohldosierter Frontalunterricht, gut platziert und spannend gemacht,
2. Einzelarbeit, weil sie individuelles und konzentriertes Nachdenken fördert,
3. Partnerarbeit zur gegenseitigen Unterstützung,
4. Gruppenarbeit zur Förderung von Teamfähigkeit bzw. Sozialkompetenz,
5. Schülerpräsentationen, weil diese am besten dazu geeignet sind, die Summe kommunikativer Handlungskompetenzen zu fördern.

Mit der klugen Kombination dieser fünf Grundformen des Lehrens und Lernens in Gruppen lassen sich jederzeit ertragreiche Unterrichtskonzepte realisieren, in denen sich Lehrer- und Schüleraktivitäten in einem ausgewogenen Verhältnis befinden. Für den Unterricht in Deutschland wird es einen Qualitätsschub bedeuten, wenn alle Lehrer dazu bereit und dazu befähigt sind, diese fünf Basisverfahren methodischer Unterrichtsgestaltung didaktisch wertvoll zu kombinieren. Alle Methoden, die zu einer Erweiterung des Repertoires führen, sind Konkretisierungen und Kombinationen der Basisverfahren. Man tut gut daran, sich ihnen aus einem auf die Grundformen fokussierten Blickwinkel zu nähern.

Kein Aktionismus

Für die Schülerseite bedeutet die goldene Mitte, dass methodischer Aktionismus vermieden wird, weil es zu förderst nicht um kurzfristiges Entertainment, sondern um nachhaltiges Lernen gehen muss. Dazu ist Routine im Umgang mit Methoden wichtig. Routine kann sich aber nur einstellen, wenn Methoden mehrfach geübt werden. Einmalige Anwendungen bleiben in dieser Hin-

sicht wirkungslos. Auf methodische Überraschungen sollte man beileibe nicht verzichten, weil durch Neues Neugierde entsteht und weil diese wiederum der Motor selbstbestimmten Lernens ist. Gute Unterrichtsmethodiker setzen Neues weder übertrieben noch zu selten ein, sondern gezielt und dosiert. Sie arbeiten beständig an der Erweiterung ihres Methodenrepertoires und der Erweiterung der Methodenkompetenz ihrer Schüler, ohne sich im Dschungel der Fülle zu verzetteln.

Basisformen des Lehrens und Lernens



Frontalunterricht in Einstiegs- und Sicherungsphasen, Lehrer als Referent, Experte und Helfer seiner Klasse



Einzelarbeit: Zeit zum individuellen Nachdenken, konzentrierten Arbeiten, Üben und Wiederholen



Partnerarbeit: zur gegenseitigen Hilfe, gemeinsamen Lösung schwieriger Aufgaben, als erster Austausch nach einer Einzelarbeit

Gruppenarbeit: kooperatives Lernen in Teams



Schülerpräsentation: Aufbau kommunikativer Handlungskompetenz



3. Gibt es gute und schlechte Methoden?

Gut ist, was das Lernen fördert

Es dürfte Konsens darüber bestehen, dass eine gute Methode sich durch ihre positiven Auswirkungen auf das Lernen, den Unterrichtsverlauf und die Unterrichtsatmosphäre auszeichnet. Weitere Kriterien hängen auch von der Perspektive ab, mit dem der Unterricht betrachtet wird. Aus Lehrersicht wird hinzukommen, dass eine Methode dann gut ist, wenn sie sich mit einem vertretbaren Aufwand organisieren und an die zeitlichen und räumlichen Möglichkeiten des Schulbetriebes anpassen lässt. Aus Schülersicht spielen Spaßfaktoren, Geborgenheit in der Gruppe, Erfolgserlebnisse und Abwechslungsreichtum eine Rolle. Für Eltern sind Methoden gut, von denen ihre Kinder zu Hause positiv berichten und die Einfluss darauf haben, dass sie ohne Bauchweh in die Schule gehen. Allen an der Bildung Interessierten wird es wichtig sein, dass Methoden der Kompetenz- und Persönlichkeitsentwicklung der Lernenden zuträglich sind und dabei helfen, auf die Anforderungen des Lebens vorzubereiten. Darüber hinaus sollen sie möglichst allen Schülerinnen und Schülern eine Förderung ihrer individuellen Talente ermöglichen.

Methoden bieten keine Garantien

Methoden können immer nur eine Grundlage für guten Unterricht sein. Ob sie das Potenzial, das in ihnen steckt, wirklich entfalten, hängt von den Personen ab, welche sie verwenden. Insofern sind Unterrichtsmethoden mit Kochrezepten vergleichbar. Auch diese sind den Köchen die Grundlage zur Herstellung eines guten Produkts, enthalten aber keinesfalls eine Garantie für das Gelingen. Beim Kochen gibt es Basisrezepte, die jede Köchin und jeder Koch beherrschen sollte. Daneben gibt es kompliziertere und weniger komplizierte, innovative und traditionelle Rezepte. Sie alle haben in einer guten Küche ihren Platz und ihren spezifischen Wert.

Es gibt kein Patent für das beste Kochrezept und auch keins für die beste Unterrichtsmethode. Im Methodenmix steckt der Wert.

Auch traditionelle Methoden können gute Wirkungen entfalten, vorausgesetzt, sie werden überarbeitet und den veränderten Erfordernissen angepasst. Ein gut gemachter Lehrervortrag über den Totenkult der alten Ägypter oder die Entdeckung der Mendel'schen Gesetze kann ein hervorragender Motivationsauslöser sein und steht keinesfalls im Widerspruch zu einem handlungsorientierten Unterrichtskonzept, wenn er das Ziel erreicht,

handelndes Lernen der Schülerinnen und Schüler vorzubereiten.

Frontalunterricht zählt sicher zu den traditionellen Methoden. Wäre er ein Kochrezept, würde man ihn in die schwer verdaulichen einordnen. Modern gemacht kann er quicklebendig sein, zum Nachdenken anregen, Interesse auslösen und Schülern und Lehrern Freude machen. Er kann aber auch stressig sein, zäh, langweilig und – im übertragenen Sinne – wenig nahrhaft.

In der Konsequenz bedeutet das: Man sollte nicht vorschnell die Methode dafür verantwortlich machen, wenn die gute Wirkung nicht erzielt wird. Schon gar nicht sollte man Methoden ablehnen, die man noch gar nicht verwendet hat oder nur vom Hörensagen kennt. Leider geschieht das manchmal. Selbst ein einmaliges Misslingen sollte nicht der Grund dafür sein, es nie mehr zu versuchen. Natürlich ist es leichter zu behaupten, dass eine Methode nichts taugt, als sich selber einzugestehen, dass man die Methode noch nicht beherrscht. Die Ablehnung von Methoden ist der bequemste Weg, sich nicht damit auseinandersetzen zu müssen.

Dabei ist es völlig selbstverständlich, dass man Zeit und Mühe aufwenden muss, um Routine im Umgang mit der Handhabung von Methoden zu gewinnen, und dass man Fehler macht bei den Erstanwendungen (und später immer wieder). Nähert man sich neueren Methoden aus einer positiven Grundhaltung heraus, wird man die Selbstreflexion dazu nutzen, Fehlerquellen zu analysieren, um beim nächsten Einsatz ein Stück routinierter zu werden. Agiert man übervorsichtig oder gar misserfolgsorientiert, wird man jeden Fehler als Bestätigung dafür nehmen, dass die Methode ungeeignet ist.

Schlecht ist, wenn das Neue keine Chance hat

Die Schule tut sich schwer, neue Methoden in den Unterrichtsalltag zu integrieren. Die Gründe dafür mögen vielfältig sein und können hier nicht analysiert werden. Generell scheint es der Veränderungsbereitschaft nicht förderlich zu sein, wenn nur Selbstmotivation als Auslöser infrage kommt. Die Skepsis, Neuland zu betreten, ist besonders bedauerlich, wenn sie die Implantierung der neueren Methoden betrifft. Früher lernte man in der Lehrerbildung, irgendwie Partner- oder Gruppenarbeit durchzuführen. Die Methoden waren so vage definiert, dass ihre Durchführung mit vielen Risiken behaftet war. Heute gibt es innerhalb der sozialen Grundformen des Unterrichts methodische Weiterentwicklungen, die we-

sentlich ausgereifter sind. Dabei sind sie pragmatisch orientiert und weitestgehend befreit von ideologischem Ballast. Viele der neueren methodischen Varianten geben uns Lehrern ein Werkzeug zur besseren Handhabung der aktuellen Probleme in die Hand. Pick-up; Mindmapping und andere Erschließungsmethoden können nachweislich die Lesekompetenz verbessern, kooperative Lernmethoden bieten Lösungschancen für den Umgang mit zunehmender Heterogenität, weiter entwickelte Gruppenarbeits- und Präsentationsformen unterstützen die Kompetenzentwicklung. Wer sich einmal darauf einlässt und ein wenig Durchhaltevermögen in der Phase der Umstellung zeigt, kann darüber hinaus mit einem höheren Maß an beruflicher Zufriedenheit und Freude an der Arbeit belohnt werden.

Schwierig sind die Innovationsprozesse, wenn Lehrer und Lehramtsanwärter sich damit allein gelassen fühlen. Hier ist leider nur ein Appell möglich, die Zusammenarbeit der Kolleginnen und Kollegen auch auf die gemein-

same Erarbeitung der Methoden auszuweiten. Besonders den Referendaren ist zu raten, verstärkt die Arbeit in Teams zu organisieren. Wenn mehrere Referendare einer Schule zugewiesen sind, können sie gemeinsam im Unterricht hospitieren und sich in ihrer Methodendurchführung beraten. Gegenseitige Unterstützung muss nicht auf Leute mit gemeinsamen Fächern begrenzt werden. Wenn eine Referendarin mit den Fächern Deutsch und Englisch im Mathematikunterricht eines Junglehrers hospitiert, wird sie ihm sagen können, warum die Schüler Lernschwierigkeiten hatten, weil sie automatisch eher die Schülerperspektive einnimmt als die des Lehrers.

In den Methodenseminaren mit Lehramtsstudenten aller Fächer an der Universität Trier haben die Studierenden den Auftrag, ihre Einschätzung der Methoden in Portfolioform zu reflektieren. Anschaulich beschreibt darin eine Studentin mit den Fächern Englisch und Mathematik am Beispiel der Gruppenarbeit, was das Gute und das Schlechte an Methoden ausmacht:

In der Schule habe ich persönlich mit der Methode Gruppenarbeit sehr positive, aber auch absolut negative Erfahrungen gemacht. Die negativen Erfahrungen haben am Ende sogar dazu geführt, dass ich einen regelrechten Hass darauf hatte. Im Nachhinein ist mir auch klar, warum: Meistens wurde die Methode nur missbraucht, um uns Schüler zu beschäftigen. In der Regel lief das dann so ab, dass jeder für sich einen Text bearbeiten musste, der dann in der Gruppe stichwortartig zusammengefasst werden sollte, und irgendjemand, der sich dann mehr oder wenig freiwillig meldete, konnte die Stichpunkte kurz vortragen, bis es mit dem Unterricht irgendwie weiterging.

Das hört sich jetzt alles sehr pessimistisch an, aber es gab auch positive Erfahrungen, die ich mit der Methode gemacht habe, und die vor allem im Biologieunterricht, wo wir eine sehr motivierte und experimentierfreudige Lehrerin hatten. Sie hat uns oft in Gruppen Versuche durchführen lassen, in deren Verlauf jeder Schüler eine eigene herausfordernde Aufgabe hatte.

Jetzt – als Studentin – wird mir aber erst nach und nach so richtig klar, wie viele Möglichkeiten es gibt, Gruppenarbeit lernwirksam zu gestalten und durchzuführen, und welche vielfältigen Möglichkeiten zur Unterrichtsgestaltung die Methode überhaupt erst schafft.

An einer späteren Stelle in ihrem Portfolio äußert sich die gleiche Studentin zum Umgang mit Methoden insgesamt:

Die wichtigsten Punkte zur Methodik sind mir jetzt klar geworden: Jede Methode kann nur gelingen, wenn sie ausreichend geplant ist, richtig durchgeführt wird und sinnvoll in den Unterricht eingebaut wird. Wenn dann noch klare Regeln festgelegt werden und auf deren Einhaltung geachtet wird, ist die erste Grundlage geschaffen, dass die Methoden im Unterricht erfolgreich verlaufen. Außerdem ist es wichtig, sich auch als (angehender) Lehrer immer wieder bewusst zu machen, dass Methoden ihre volle Wirkung erst nach vielen Besprechungen, Reflexionen und Wiederholungen entwickeln und dass es keine Methode gibt, die allen Schülern gleich gut liegt und alle angemessen fordert. Vor allem aus diesem Grund ist es notwendig, ein großes Repertoire an Methoden als Grundlage zu haben.

Anna Nosbers, Lehramtsstudentin, Sommersemester 2010